

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Hartmann, in welchem sozialen Milieu wuchsen Sie auf?

Ich wurde 1924 in Berlin geboren. Mein Vater war Chemiker und arbeitete zunächst als Angestellter. Später machte er sich selbständig und leitete eine private Fachschule, die ich als relativ junger Mensch übernehmen musste, als er plötzlich verstarb. Ganz allgemein würde ich sagen, dass ich in einer bürgerlichen Familie aufwuchs. Zunächst ging ich hier in Berlin auf die Volksschule, doch da meine Eltern relativ oft umzogen, musste ich dementsprechend häufig die Schulorte wechseln. Wir lebten nicht nur in Berlin-Lichterfelde, sondern für eine Weile auch in Grünberg in Schlesien, wo mein Vater unter anderem Leiter einer Weinbrennerei war. Außerdem waren wir eine Zeit lang in Altenburg in Thüringen ansässig, wo ich 1942 mein Abitur machte. Das war



der letzte reguläre Jahrgang, danach gab es nur noch das so genannte Kriegsabitur. Viele meiner Klassenkameraden wurden sofort eingezogen, es war ja mitten im Krieg. Aufgrund einer Beinerkrankung wurde ich zunächst zurückgestellt und musste nicht zur Wehrmachtsausbildung. So konnte ich erst einmal für drei Semester in Leipzig mein Studium aufnehmen, bei Professor Fritz Krause. Ich erinnere mich noch, wie er bei meinem damals üblichen Antrittsbesuch sagte, ich solle mir klar darüber sein, dass die Völkerkunde ein brotloser Beruf sei. Er wollte mich vom Studium der Völkerkunde abhalten.

Wie kamen Sie als junger Abiturient dazu, in Leipzig Völkerkunde studieren zu wollen?

Da muss ich kurz auf die Vorgeschichte eingehen: Seit frühester Kindheit war ich ein Fan von Karl May. Mit acht oder neun Jahren hatte ich alle Bände gelesen und war hell begeistert. Mein Vater fuhr mit mir nach Rathen in die Sächsische Schweiz, wo wir in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre die Karl-May-Festspiele besuchten. Dort spielte ein echter „Indianer“ mit, sein Name war Os-ko-mon. Er studierte Musik in Paris, ein wirklich beeindruckender junger Mann. Er trat bei den Festspielen als Mediziner auf, natürlich mit dem ganzen Schmuck und dem vollen Ornat, was mich sehr faszinierte. Wir gingen auch zu ihm in die Wohnung, die er in Rathen bewohnte, und ich redete meinem Vater solange zu, bis er ihn für ein paar Tage zu uns nach Altenburg einlud. Das war für mich natürlich geradezu umwerfend und intensivte den Wunsch, Völkerkunde zu studieren. Über den internationalen Handel hatte ich mir auch schon englischsprachige Bücher besorgt, also in einem Alter, wo das für viele noch gar keine Rolle spielt. Darunter war auch das Hauptwerk von Malinowski. Mir war klar, dass ich diese Werke mit meinen zwölf oder dreizehn Jahren nicht völlig verstand, aber ich wollte die Bücher für später haben. Dann kam der Krieg dazwischen, und noch heute ist Malinowski Teil meiner mehrere tausend Bände umfassenden Spezialbibliothek.

Wurde dieses Interesse von Ihren Eltern gefördert, oder wollte man, dass Sie einen etablierteren Beruf erlernen?

Mein Vater hätte sicher gern gesehen, dass ich Mediziner werde, aber ich konnte natürlich selbst auswählen. Man konnte mich auch nicht so leicht von meinem Vorhaben abbringen. Außerdem war für mich in diesen Jahren - neben Karl May - auch entscheidend, dass ich ein Buch von dem mir damals unbekanntem Amerikanisten Theodor Koch-Grünberg geschenkt bekam. Im Laufe meines späteren Berufslebens entdeckte ich viele Gemeinsamkeiten mit ihm. Seine hochbetagte Witwe habe ich noch kennen gelernt, er selbst war 1924 in Brasilien an Malaria gestorben. Hier in

Berlin befindet sich der Großteil seiner Sammlungen, mit denen ich über die Jahre mehrere Ausstellungen organisierte. So banal das klingen mag, aber Koch-Grünberg und Karl May sind die beiden Ausgangspunkte für meinen späteren angestrebten Berufswunsch.

Gab es während Ihrer Schulzeit Lehrer, die Ihr Interesse förderten?

Nein, eigentlich nicht. Doch ich habe mir, wie gesagt, schon in jungen Jahren sehr viele Bücher in diese Richtung gekauft, so dass ich im Alter von zwölf oder dreizehn eigentlich schon genau wusste, was ich werden wollte. Das war also bereits vor dem Krieg, und letzten Endes habe ich die Möglichkeit ja mit vielen Umwegen auch „geschafft“.

Was waren Ihre ersten Eindrücke, als Sie 1942 zu Krause ans Leipziger Institut kamen?

Nun, für mich war natürlich auch das Museum sehr beeindruckend, das mit dem Studium am Institut eng kombiniert wurde. Ich lernte zudem weitere Ethnologen kennen, wie etwa Paul Germann, der Spezialist für Afrika war. Auch konnte ich damals sowohl in der Bibliothek als auch hilfsweise im Museum arbeiten, so dass ich während dieser ersten drei Semester langsam in das Fach einstieg. Für mich bestand überhaupt kein Zweifel darüber, dass ich das einzig richtige und in Frage kommende Studium gewählt hatte. Zu keiner Zeit war ich da unsicher.

Können Sie Fritz Krause aus Ihrer Sicht beschreiben?

Als ich ihn kennen lernte, wirkte er wie ein sehr vorsichtiger älterer Herr, dem man durchaus abnahm, dass er sich ein Leben lang intensiv mit Wissenschaft beschäftigt hatte. 1908 war er in Brasilien gewesen, und sein Buch »In den Wildnissen Brasiliens«¹ war für mich natürlich eines derjenigen, das ich mit großem Interesse verschlang.

Der Kreis der Studenten in Leipzig war sehr klein. Wir waren zum Teil nur drei oder vier Personen, weil man viele ja eingezogen hatte. Es war durchaus ein familiäres Verhältnis. Die Vorlesungen fanden meist nicht an der Universität, sondern am Grassi-Museum statt, wir saßen alle an einem Tisch. Mit Fritz Krause hatte ich über viele Jahre Kontakt, auch nach dem Krieg – eigentlich bis zu seinem Tod. Politisch war er ja leider engagiert, was man als Student nicht so wahrnahm. Nach dem Krieg führte es dazu, dass er die Leitung des Grassi-Museums abgeben musste.

Während seiner Vorlesungen sprach Krause relativ leise, man musste die Ohren spitzen. Alles war sehr exakt gegliedert, das merkte man auch, wenn man später die eigenen Aufzeichnungen durchsah. Wenn ich da an spätere Vorlesungen an der Freien Universität in Berlin denke, so hielten sie den Vergleich nicht stand.

Konnte man Krause in einem so kleinen Kreis auch unterbrechen, um Fragen zu stellen?

Das war vielleicht möglich, aber man machte das nicht, sondern notierte sich die Fragen. Nach Ende der Vorlesung brachte man sie dann vor.

Welche inhaltlichen oder regionalen Schwerpunkte wurden Ihnen von Krause vermittelt?

Einer seiner Schwerpunkte war die dreisemestrige Vorlesung über Nordamerika, wobei er speziell auf den Südwesten einging, das Pueblo-Gebiet. Natürlich hatte Krause sich auch mit Brasilien beschäftigt, vor allem in seiner Forschung bei den Karaja. Sein Hauptaugenmerk lag naturgemäß auf der materiellen Kultur, so wie auch bei mir später.

Soweit ich weiß, versuchte er eine Art strukturellen Funktionalismus zu etablieren. Merkte man das auch in den Vorlesungen?

Ja, das hat man gemerkt. Einmal hielt er dazu auch eine Vorlesung, aber im Grunde genommen ritt er darauf nicht groß herum.

Vermittelte er in der Lehre auch andere Ansätze, etwa von Bastian oder der britischen und US-amerikanischen Tradition?

Ja natürlich. Wenn es sich um einen Abriss der Geschichte der Ethnologie handelte, war es ja ganz selbstverständlich, dass man auch auf diese Namen kam. Außerdem waren wir Studenten ja über die Vorlesung hinaus daran interessiert und bemüht, uns einen Überblick zu verschaffen. Mein Bestreben - während des Studiums und auch später hier in

¹ Fritz Krause, In den Wildnissen Brasiliens, Verlag R. Voigtländer, Leipzig, 1911

Berlin - war eigentlich immer, mich so weit wie möglich zu orientieren. Ich gehörte nicht zu jenen Leuten, die nur ihr voraussichtliches Fachgebiet im Auge hatten, sondern mich interessierten daneben auch alle Bereiche weltweit.

Sie sprachen gerade von Krauses politischem Engagement. Erfuhr man in der Lehre etwas über die Verknüpfung von Ethnologie, Biologie und physischer Anthropologie?

Nein, nicht dass ich wüsste. Diesbezüglich hat sich mir nichts eingeprägt.

Was geschah nach den ersten drei Semestern? Wurden Sie eingezogen?

Nein. Da ich weiterhin vom Wehrdienst zurückgestellt war, musste ich eine Ersatzausbildung durchführen, in Hannover-Herrenhausen. Dort kam ich an die Luftschutzschule und konnte daher mein Studium nicht fortführen. Ich erlebte damals auch die ersten Luftangriffe - so genannte »Terrorangriffe« -, die viele deutsche Städte in Schutt und Asche legten. Ich wurde in einem Intensivkurs unter anderem zur Bekämpfung von Brand- und Splitterbomben ausgebildet, anschließend beorderte man mich in die Grafschaft Hoya. Sie liegt südlich von Bremen, in einem Gebiet, das vorwiegend landwirtschaftlich orientiert ist. Ich wohnte in Syke, hatte dort ein Büro und eine Sekretärin sowie ein Auto zur Verfügung. Jeden Tag fuhr ich auf die Dörfer, um in den jeweiligen Gasthöfen für die ländliche Bevölkerung Kurse zur Brandbekämpfung zu geben. Von Syke aus wurde ich dann 1944 doch noch nach Hamburg eingezogen und neu gemustert. Ich erhielt die übliche Ausbildung als Infanterist und wurde einer motorisierten Brigade zugeteilt. Wir kamen noch 1944 zur Luftlandung nach Nijmegen in Holland, dann folgten der Rückzug und die Gefangenschaft. Ich war für mehrere Monate auf einem Koog in Schleswig-Holstein interniert, einem riesigen Gefangenenlager. Nach meiner Entlassung ging ich nach Twistringen, zu einer Bekannten. Durch einen sehr aufregenden Grenzübertritt bei Nacht und Nebel kam ich dann nahe Helmstadt über die damalige russisch-britische Grenze und ging nach Altenburg, wo meine Eltern noch lebten. Das war Ende 1945.

Wie ging es mit Ihrem völkerkundlichen Interesse weiter?

Als ich mich von diesen Erlebnissen ein bisschen berappelt hatte, wollte ich natürlich wieder anfangen zu studieren – in Leipzig, das lag ja nahe. Inzwischen lag die Stadt in der russischen Besatzungszone, und ich versuchte, wieder an die Universität zu kommen. Da ich aber keine proletarische Großmutter nachweisen konnte, und erst recht keinen proletarischen Vater, war es für mich unmöglich, weiter in Leipzig zu studieren. Ich trat zunächst in die inzwischen entstandenen Firmen meines Vaters ein, der zu diesem Zeitpunkt bereits schwer krank war. Ich bekam eine sehr konzentrierte Ausbildung auf dem Getränkesektor und in der Essenzen-Industrie - unter anderem bei der damals weltbekannten Leipziger Firma Schimmel in Miltitz - und übernahm nach dem Tod meines Vaters die Fachschule in Hirschberg, die von Altenburg an die Saale übersiedelt war. So leitete ich sowohl den Herstellungsbetrieb als auch die Fachschule und nahm unter der Aufsicht der IHK Gera Prüfungen ab. Es war keine leichte Zeit für mich, um mir das notwendige Fachwissen anzueignen.

Ich sann natürlich auch darüber nach, das Studium der Ethnologie im Westen fortzuführen. Aus Hamburg hatte ich von Franz Termer praktisch schon eine Zusage, doch platzte dann die Währungsreform dazwischen, so dass ich diese Absichten wieder begraben musste. Im Frühjahr 1950 wurde ich plötzlich nachts verhaftet und in das sowjetische Gefängnis nach Schleiz eingeliefert. Es wurden am kommenden Tag nicht nur alle Angestellten und Mitarbeiter gekündigt, sondern auch Telefon, Bankkonten und Fuhrpark der beiden Betriebe und des Privateigentums gesperrt bzw. beschlagnahmt. In den vorwiegend nachts stattfindenden Verhören wurde mir immer wieder unterstellt oder vorgeworfen, dass ich geplant hätte, Betrieb und Fachschule nach Bayern zu verlagern. Eine solche Absicht bestand natürlich von meiner Seite aus nie; vielmehr erscheint mir die ganze Angelegenheit rückblickend von vornherein als fingiert – denn schließlich wurde mir mitgeteilt, dass die Betriebe nunmehr in »Volkseigentum« übergegangen seien. Die äußerst wertvollen und großen Kupfergeräte und Destillierblasen sowie die gesamte Laboreinrichtung wurden mit unbekanntem Ziel abtransportiert. Nach meiner Haftentlassung erhielt ich ein Schreiben mit dem Inhalt, dass die Sperrung und Beschlagnahmung der Konten und Telefonverbindungen aufgehoben wurden, da »die Gründe dafür weggefallen seien«. Nach monatelangen vergeblichen Versuchen, wenigstens die Fachschule wieder einrichten zu können, ging ich nach West-Berlin. Hier habe ich mit ideeller Unterstützung des Senats die Schule in einem großen Einfamilienhaus wieder aufgebaut. Die notwendigen Apparate ließ ich mir zunächst von Metallfirmen und zahlte sie in den Folgejahren ab. Auch die Laboreinrichtung wurde neu angeschafft, so dass ich die Schule nach relativ kurzer Zeit neu eröffnen konnte. Die Teilnehmer waren überwiegend aus Westdeutschland, nachdem inzwischen ja West- und Ostberlin entstanden waren. Nur wenige kamen aus dem Osten. Nachdem die Schule einigermaßen „zu laufen begann“, nahm ich ab 1952 parallel dazu mein Völkerkundestudium wieder an der Freien Universität auf. So arbeitete ich quasi doppelt: Vormittags die meist sechswöchigen Kurse an der Fachschule, nachmittags die für mich interessanten Vorlesungen an der FU. Bis 1956 studierte ich dann praktisch zu Ende, innerhalb von acht Semestern. Ich schloss mit

Interview vom 25.01.2011, geführt in der Wohnung von Günther Hartmann (Freigabe durch G. Hartmann am 21.06.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

der Promotion ab, und zwar mit den »Alkoholischen Getränken der Naturvölker Südamerikas«. Ich hatte eigentlich schon über Jahre Materialsammlungen zum Thema »Haus der Naturvölker Südamerikas« angelegt, aber dann erfuhr ich kurzfristig, dass Frau Schömig - sie war später auch am Völkerkundemuseum tätig und ist inzwischen leider verstorben - dieses Thema bereits fertig hatte und unmittelbar vor den mündlichen Prüfungen stand. Für mich bedeutete das nun, über die »Alkoholischen Getränke« zu promovieren.

Auch Richard Thurnwald und Siegrid Westphal-Hellbusch kamen damals an die FU. Wie kann man sich die Anfänge dieser neu gegründeten Universität vorstellen?

Nun, ich war ja kein Student im normalen Sinne, sondern hatte meine berufliche Tätigkeit. So hastete ich von meinen Vorlesungen an der Fachschule an die Universität oder ans Museum für Völkerkunde. Da ich kein Auto besaß, war es doch eine ziemliche Hetzerei.

Meine Erinnerungen an diese Zeit sind kaum noch vorhanden. Ich weiß noch, dass wir uns bei Frau Westphal-Hellbusch oft auch in kleinem Privatkreis trafen. Sie hatte eine sehr angenehme Art, mit den Studenten umzugehen, die mich an meine Zeit in Leipzig bei Krause erinnerte. Auch Thurnwald hielt seine Vorlesungen nicht an der Uni, sondern in seiner Villa in Berlin-Nikolassee.

Können Sie Thurnwald etwas näher beschreiben?

Nein, im Gegensatz zu Krause hab ich von ihm leider kein Bild mehr vor Augen. Ich erinnere mich nur, dass wir auch bei ihm nur wenige Studenten waren, maximal fünf Personen.

Mit wem kamen Sie - als Student - am Berliner Museum für Völkerkunde in Kontakt?

Ich lernte Kurt Krieger kennen, der leider vor ein paar Jahren verstorben ist. Außerdem traf ich auf Brigitte Menzel, die auch seit längerem nicht mehr lebt.

Nach der Promotion gab es in Stuttgart und München einen Internationalen Kongress der Amerikanisten, zu dem natürlich auch Menschen aus Übersee kamen, die mich sehr interessierten. Abgesehen von Josef Haekel aus Wien erinnere ich mich auch gut an Herbert Baldus sowie an Egon Schaden aus Sao Paolo. Sowohl Schaden als auch Baldus lernte ich dann Jahre später in Brasilien kennen und wir waren über viele Jahre - eigentlich bis zu ihrem Tode - freundschaftlich verbunden. Schon bei besagtem Kongress versuchte ich Kontakte herzustellen, die Promotion war ja fertig und ich hatte natürlich auch den Willen, irgendwo unterzukommen, wie es umgangssprachlich so schön heißt. Damals war es außerordentlich schwierig, eine Stelle zu bekommen. Durch einen glücklichen Umstand wurde ich schließlich Volontär, hier am Berliner Museum für Völkerkunde. Das habe ich vor allem Kurt Krieger zu verdanken, der meine Situation genau kannte. Dank einer persönlichen Vereinbarung konnte ich für eine gewisse Zeit sowohl das Volontariat in Dahlem durchführen als auch vormittags meine Tätigkeit an der Fachschule aufrechterhalten. Die Schule existiert inzwischen nicht mehr, da kein Bedarf dafür vorhanden ist. So konnte ich nach einigen Jahren praktisch endgültig ans Museum wechseln. Dort wurde - nicht sofort, sondern im Laufe der Zeit - eine Stelle für mich geschaffen, die ich systematisch ausbauen konnte.

Wofür war diese Stelle eingerichtet worden?

Das war die Stelle für Südamerika, die ausgebaut werden sollte, da zuvor niemand für diesen Bereich zuständig war. Letzten Endes hatte ich nach dem Ausscheiden von Horst Hartmann Süd- und Nordamerika zu betreuen.

Gerade in Berlin gab es doch mit den Lateinamerikanisten - etwa Gerdt Kutscher - Fachleute, die das südliche Amerika abdeckten.

Kutscher kannte ich über viele Jahre, auch privat. Doch wenn er Vorlesungen hielt, dann bezog sich das thematisch überwiegend auf die Hochkulturen Mittelamerikas und Perus – der so genannte naturvölkische Bereich war dabei normalerweise ausgeschlossen.

Für mich ergab sich damals die Gelegenheit, Lehraufträge an der Freien Universität wahrzunehmen. Die Veranstaltungen fanden zum Teil an der Uni statt, zum Teil auch am Museum – insofern es sich museumsbezogene Themen handelte, wie der materiellen Kultur. Gleichzeitig wurde von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (BGAEU), deren Vorsitzender ich über Jahre war, sehr früh die Bitte an mich herangetragen, als ihr Vertreter bei der Zeitschrift für Ethnologie (ZfE) tätig zu sein. So war ich dort zunächst für Berlin Stellvertreter im Gremium und übernahm nach relativ kurzer Zeit die Chefredaktion, die ich für Jahrzehnte leitete, bis zu meiner Pensionierung.

Interview vom 25.01.2011, geführt in der Wohnung von Günther Hartmann (Freigabe durch G. Hartmann am 21.06.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Bevor wir zu Ihrer Arbeit bei der ZfE und der BGAEU kommen, würde ich gern wissen: Wie sahen die inhaltlichen Spielräume und die konzeptionelle Arbeit bei Ihrer Stelle am Museum für Völkerkunde aus?

Das Wesentliche bei all den Dingen, die mit den Etatgeldern zusammenhingen, war das Interesse an den Sammlungen. In Berlin besitzt man ja vorzügliche Sammlungen aus allen Gebieten der Erde und versuchte nun die Lücken, die der Krieg mit Ausbombung und Beraubung gerissen hatte, zu füllen. Auch wollte man die Sammlungen vergrößern. Wir hatten eine exakt ermittelte Zahl an Beständen verloren und wollten sie wieder ergänzen, was in vielen Fällen gar nicht möglich war, weil die entsprechenden Ethnien nicht mehr existierten.

Geschahen die Ergänzungen durch Ankauf oder durch eigene Reisen?

Es gab beides. Und natürlich kamen auch Menschen zu mir, die im speziellen Auftrag des Museums in die entsprechenden Regionen reisten, um Ankäufe zu tätigen. Außerdem war ich selbst sehr häufig in Übersee.

Konnten Sie die inhaltlichen Schwerpunkte dafür selbst setzen?

Ja, das konnte ich bis zu einem gewissen Grad durchaus selbst bestimmen. Ich kannte zum Beispiel einen Polen, der für die verschiedenen Museen sammelte und uns natürlich auch etwas anbot. Vor allem in den sechziger Jahren reichte mein Etat allerdings meist nicht aus, um alles von mir gewünschte Material für das Museum erwerben zu können.

Wenn Sie sich Ihre Ausstellungen im Laufe der Jahre am Museum rückblickend vorstellen, welche davon würden Sie als besonders gelungen ansehen?

Ich denke das kann man nur schwer sagen; so etwas hätten andere beurteilen müssen. Ich kann nur sagen, dass ich von den siebzig Ausstellungen, die ich während meiner Berufsjahre in Dahlem außerhalb Berlins durchführen konnte, natürlich die erste in Erinnerung geblieben ist: Das war für mich die Eröffnung neuer Möglichkeiten. Ansonsten fallen mir rückblickend natürlich viele ein, vor allem aber die sechs oder sieben thematisch verschiedenen Ausstellungen, die ich allein in Koblenz auf der Festung Ehrenbreitstein zeigte. Meine erste Ausstellung hatte wiederum in der Kunsthalle in Recklinghausen stattgefunden und ich denke auch so gern daran, weil es damals erstmalig einen dazugehörigen Katalog gab. Was heute als ganz normal gilt, war 1964 nicht so selbstverständlich – nicht nur wegen der nicht vorhandenen finanziellen Mittel, sondern auch, weil man das Geld für die Kataloge lieber sparte und für andere Zwecke verwendete. Diese erste Ausstellung trug den Titel »Welt der Indianer« und ich weiß noch ganz genau, wie der damalige Leiter der Kunsthalle Recklinghausen, Thomas Grochowiak, zu mir nach Dahlem kam. Er bat mich darum, sich in den Magazinen die Bestände ansehen zu dürfen. Normalerweise sieht der Besucher die unzähligen Exponate ja nicht, die wir da lagern, aber ihm zeigte ich alles. Er war selbst Künstler und von der Farbigkeit und Vielfalt des Federschmucks hellauf begeistert. Das animierte ihn dazu, mich direkt zu fragen, ob man auf den zwei Etagen der Kunsthalle nicht eine Ausstellung damit machen könnte. Das war für mich damals etwas völlig Neues, ich war noch ein Anfänger und erst wenige Jahre am Museum. Nun stellte er diese Frage und ich erbat mir eine Nacht Bedenkzeit. Am nächsten Tag sagte ich zu. Dabei hatte ich schon etwas zittrige Knie, denn ich wusste, dass die Kunsthalle mehrere Tausend Quadratmeter Ausstellungsfläche bereithielt. Mein Mitarbeiter, mit dem ich immer gerne die auswärtigen Ausstellungen durchführte, ist dann mit mir für zehn Tage nach Recklinghausen gefahren, vor der Eröffnung. Der ganze Transport erfolgte damals per Luftfracht, denn es bestanden ja Spannungen zwischen der russischen Administration und West-Berlin mit den Beständen des Preußischen Kulturbesitzes. Vor Ort bauten wir alles auf und die Ausstellung wurde ein großer Erfolg, sowohl vom Eindruck als auch von den Besucherzahlen her. Die »Welt der Indianer«, die sich nur auf Nordamerika bezog, war die erste Präsentation dieser Objekte außerhalb Berlins nach dem Krieg. In einer solchen Form waren die Bestände des Museums für Völkerkunde noch nie gezeigt worden. Da der Erfolg so groß war, deutete Herr Grochowiak an, dass gleich die nächste Ausstellung folgen müsse, und zwar »Pracht der Federn«. Das war thematisch natürlich nicht vergleichbar, da es viel enger gefasst war und sich ausschließlich auf den Federschmuck bezog. Diese Ausstellung zog viele Künstler aus ganz Deutschland an. Die Werbung war dementsprechend, auch darin verstand Herr Grochowiak sein Handwerk ausgezeichnet. Ich habe diese zweite Ausstellung mit meinem technischen Mitarbeiter, Herrn Gegner, aufbauen können, und auch ihr Erfolg war grandios. Es standen wieder mehrere Etagen in der Kunsthalle zur Verfügung. Inhaltlich beschränkte ich mich keineswegs auf die Federn Amazoniens oder des tropischen Amerika, sondern fasste es möglichst weit. Dafür borgte ich mir aus allen verfügbaren Quellen Federarbeiten von verschiedenen Museen, zum Beispiel dem Musée de l'Homme in Paris oder den Museen aus Basel, Hamburg und München. Das waren Orte, zu denen ich damals bereits Verbindungen hatte und man gab mir das Material gerne. Für mich war es eine große Freude, denn ich habe diese Ausstellungen immer sehr gern gemacht.

Interview vom 25.01.2011, geführt in der Wohnung von Günther Hartmann (Freigabe durch G. Hartmann am 21.06.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Was wollten Sie dabei vermitteln?

Ich wollte die Vielfalt und Schönheit der Federarbeiten unseres Planeten zeigen. Ich war zudem der Meinung, dass es ein Wahnsinn ist, Objekte zu sammeln, die dann in den Magazinen verschwinden, ohne vom Publikum gesehen zu werden. Das war für mich auch ein Punkt, warum ich begann, an Museen außerhalb Berlins Ausstellungen zu organisieren. Ich denke, es müssen immer wieder Möglichkeiten geschaffen werden, Teile der Sammlungen der Öffentlichkeit zu präsentieren. Der Bürger bezahlt mit seinen Steuern alle Ankäufe, doch die Objekte sind kaum sichtbar. Das halte ich nicht für richtig und habe diesbezüglich auch einen sehr langen und intensiven Kampf mit meinen Kollegen führen müssen. Ich hatte jedoch die Unterstützung des damaligen Generaldirektors Waetzoldt, der mich in meinem Vorhaben unterstützte.

Wie wurden die Einwände denn inhaltlich begründet?

Nun, Sonderausstellungen dieser Art bringen natürlich sehr viel zusätzliche Arbeit mit sich. Andere Kollegen arbeiten eben gern auf anderen Gebieten. Für mich war es eine besondere Genugtuung und Freude, die Ausstellungen so durchzuführen, aber Sie können sich bestimmt vorstellen – und das ist menschlich verständlich: Wenn einer aus der Reihe tanzt, dann sind die anderen, die die gleichen Möglichkeiten gehabt hätten, nicht sonderlich entzückt darüber.

Die Ausstellungspraxis an den völkerkundlichen Museen veränderte sich ja im Laufe der Zeit. Wie würden Sie - für Ihre Tätigkeit von den fünfziger Jahren bis in die späten Achtziger - diese Veränderungen beschreiben?

Das ist eine Frage, die man sehr lange diskutieren könnte. Ich versuche mal, dazu etwas relativ einfaches und allgemein verbindliches zu formulieren: Als ich anfang, war es üblich, an den Museen Masse zu zeigen. Das habe ich beispielsweise an englischen Museen oder in Übersee noch viel später feststellen können. Doch im Verlauf der Jahre ging man immer mehr dazu über, den erklärenden Teil verstärkt in den Vordergrund zu stellen. Ich will es an einem Beispiel deutlich machen: Wenn ein Steinbeil ausgestellt wurde, da kann ich mich noch an Museen erinnern, bei denen in der Erklärung schlicht »Steinbeil« stand. Doch selbst ein Laie kann ja erkennen, dass es sich bei dem Objekt um ein Steinbeil handelt. Es wurde auch darauf geachtet, dass man möglichst viele Exponate an die Wand oder in die Vitrine brachte. Dann kam eine Zeit, in der man ausdünnte. Das habe ich zum ersten Mal vor vielen Jahren in den USA erlebt, als ich im Mittleren Westen Museen besichtigte. Bei mehr als sechzig Häusern konnte ich auch hinter die Kulissen schauen und es begann eine Phase, in der die Schrift eine große Bedeutung hatte – sogar eine übermäßige Bedeutung, so dass man das Gefühl bekam, bei manchen Ausstellungen würden die kurzen Führer nur vergrößert an die Wand gebracht. Man musste viel Zeit und Energie aufwenden, um alles durchzulesen. Inzwischen versucht man wieder auf ein Normalmaß zurückzukommen, natürlich unter Einbeziehung ganz moderner Kommunikationsmittel. Diese waren in den fünfziger und sechziger Jahren noch weit weg, doch heute geht man mehr und mehr dazu über.

Das heißt: Am Anfang standen die Objekte stark im Vordergrund, rückten dann zunehmend in den Hintergrund und erhalten durch die heutige Vielfalt der Darstellungsmöglichkeiten wieder einen Wert zurück?

Ja, einen Wert, der ihnen eigentlich zukommt. Und ohne den momentan tätigen Kollegen etwas aufdrücken oder vorweg nehmen zu wollen, denke ich, dass man heute im Grunde genommen ein Gleichgewicht zwischen all den Techniken zu bekommen versucht, die nun selbstverständlich sind und früher keine Rolle spielten.

Was stand damals hinter der Idee, eine große Menge von Objekten zu zeigen?

Von mir aus kann ich das nicht sagen, mir war es immer zu viel, zu konzentriert. Vielleicht war es die Absicht, dem unvoreingenommenen Besucher oder Laien zu zeigen, welche Massen man zur Verfügung hatte. Es mag sicher in dem einen oder anderen Fall auch so sein, dass Pfeil nicht gleich Pfeil und Bogen nicht gleich Bogen ist und es eine Vielfalt von Variationsmöglichkeiten gibt, die man so präsentieren wollte. Doch ich finde auch, dass man den Betrachter nicht überfordern sollte.

Es haben sich ja nicht nur die Ausstellungspraktiken geändert, sondern auch das Publikum, an welches man sich in erster Linie richtet.

Und ich hoffe, dass sich diese Änderung weiter fortsetzt. Wenn ich an die ersten Jahre in Dahlem denke, da konnte man die Besucher im wahrsten Sinne des Wortes noch einzeln zählen. Dann kam eine Zeit, in der man nach Hunderten pro Tag zählte, und als es beispielsweise an die Ersteröffnung der Abteilung Altamerika innerhalb des Neubaus ging, strömten die Besucher gar zu Tausenden pro Tag herbei. Wie es mir nun gelegentlich berichtet wird, ist der

Interview vom 25.01.2011, geführt in der Wohnung von Günther Hartmann (Freigabe durch G. Hartmann am 21.06.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Besucherstrom nach Dahlem und speziell zu den Ausstellungen am Ethnologischen Museum seit einer Weile nicht mehr hoch. Das mag aber auch daran liegen, dass der Stadtteil eben doch ein bisschen abgelegen liegt. Daher wird es sich verändern, wenn man die Ausstellungen - nicht die Sammlungen - ins Zentrum der Stadt verlagert hat.

Nun sind die Museen nicht bloß Orte des Ausstellens und Organisierens, sondern auch des Forschens – wie hat sich die Praxis diesbezüglich verändert?

Wie es sich in den letzten zweiundzwanzig Jahren entwickelt hat, kann ich nicht aus erster Hand berichten. Zu meiner Zeit war es so, dass wir relativ viele Kollegen aus Übersee - speziell aus Kanada und den USA, gelegentlich auch aus Lateinamerika - bei uns hatten, da auch durch das Iberoamerikanische Institut hier in Berlin einige Querverbindungen existierten. Und natürlich haben Sie Recht, ein Museum für Völkerkunde oder ein Ethnologisches Museum sollten auch Orte der Forschung sein. Es wäre wünschenswert, wenn die Wissenschaftler, die dort heute tätig sind, auch dazu kämen, dieser Tätigkeit in größerem Maße nachzugehen.

Kamen Sie persönlich neben Ihren vielfältigen Tätigkeiten noch dazu, zu forschen?

Auf mich bezogen kann ich sagen, dass ich auch Zeit hatte, Forschungen durchzuführen. Dafür bin ich immer sehr dankbar. Allerdings musste man sich die Zeit dafür auch rigoros nehmen, das war damals schon so. Man wird heute von administrativen Aufgaben sehr stark in Anspruch genommen, so dass eine Forschung kaum möglich ist. Ich kenne eine ganze Reihe von Kollegen, von denen ich weiß, dass sie diesen Dingen nicht nachgehen konnten oder können. Das gilt insbesondere, wenn man mittelbar oder unmittelbar vor größeren Veränderungen steht, wie etwa einem Umzug.

Sie deuteten vorhin an, dass Sie in Berlin auch Lehrveranstaltungen am Institut für Ethnologie anboten. Gab es darüber hinaus Verbindungen zwischen dem Museum und dem universitären Bereich?

Zu meiner Zeit - das mag sich inzwischen geändert haben - gab es lediglich die Lehrveranstaltungen, die ich am Institut hatte. Ansonsten ist mir nichts bekannt. Auch waren die Verbindungen sehr locker: Ich hielt meine Kurse dort ab, das war eigentlich alles. Manchmal hatten wir am Museum Besuch von Studierenden des Instituts, aber das geschah sehr selten. Sie kamen, um sich bestimmte Aspekte der materiellen Kultur anzuschauen. Es ist doch ein Unterschied, ob man über diese Dinge hört oder nur liest, oder ob man sie in die Hand nehmen und befühlen kann. Ich persönlich bin ja in hohem Maße geprägt durch Krause, also durch die Vermittlung der materiellen Kultur.

Kommen wir zur DGV: Nahmen Sie denn bereits als Student an den Tagungen teil?

Ja sicher. Ich ging stets hin, sofern ich in Deutschland war – denn natürlich reiste ich auch viel nach Übersee. Von allen Dahlemer Kollegen war ich wohl am längsten und häufigsten in Übersee unterwegs. Doch wenn ich hier war, nahm ich nicht nur an den Veranstaltungen der DGV teil, sondern auch an jenen, die von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte ausgerichtet wurden.

Erinnern Sie sich denn an Ihren ersten Kontakt mit der DGV?

Man erinnert sich ja immer an Dinge, die ein bisschen aus der Rolle fallen. Horst Nachtigall zum Beispiel, er war einer der streitlustigsten Personen bei den Veranstaltungen. Ich weiß noch, dass es für mich immer eine Freude war, ihm zuzuhören und an solchen Gesprächen teilzunehmen. Auch habe ich die ältere Generation - wie etwa Jensen, Mühlmann und Baumann - noch erlebt, aber kann im Übrigen nicht viel zu ihnen sagen. Der erste Kontakt mit der DGV mag Anfang der sechziger Jahre gewesen sein.

Seit wann sind Sie Mitglied der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte?

Vorstandsmitglied war ich von 1953 bis 1988, doch eingetreten bin ich bereits 1952. Man wählte mich zunächst in den Vorstand, nach ein paar Jahren übernahm ich 1980 schließlich die Leitung der BGEAU.

Nun ist die BGEAU im Gegensatz zur DGV eine pluridisziplinäre Gesellschaft. Können Sie etwas zur Zusammenarbeit der drei Fächer sagen?

Im Grunde genommen zeichnet sich die BGEAU unter anderem dadurch aus, dass sie monatliche Sitzungen durchführt, nach wie vor. Man versucht bei diesen Sitzungen, die Vorträge aus den drei Disziplinen gleichrangig vorzuführen, wobei ich mit Blick auf die letzten Jahre sagen muss, dass ein gewisses Übergewicht der Ur- und Frühgeschichte

Interview vom 25.01.2011, geführt in der Wohnung von Günther Hartmann (Freigabe durch G. Hartmann am 21.06.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

vorhanden war. Die Ethnologie ist sehr zurückgetreten. Die Gründe dafür kenne ich nicht. Zu meiner Zeit bemühten wir uns stets, Vortragende so heranzuziehen, dass man allen drei Disziplinen im Laufe eines Jahres gerecht wurde.

Mitte der siebziger Jahre bis Mitte der achtziger Jahre wurden kaum Bände der BGEAU publiziert. Worauf lässt sich das zurückführen?

Das war natürlich auch immer eine Frage der Finanzierung. Die Jahresausgaben wurden ja allein durch die Beiträge der Mitglieder gesichert. Ich weiß, dass die Zahl der Mitglieder über die Jahre und Jahrzehnte relativ gleich geblieben ist, abgesehen davon, dass gelegentlich auswärtige Bibliotheken dazu kamen.

Wie geschah es, dass Sie auch Herausgeber der Zeitschrift für Ethnologie wurden?

Das hing, wie gesagt, damit zusammen, dass ich als Vertreter der BGEAU im Redaktionskollegium der ZfE saß. Auf Mitgliederversammlungen - sowohl der BGEAU als auch der DGV - ist dann beschlossen worden, dass ich die Chefredaktion übernehmen solle. Und auf diesem Posten blieb ich dann über zwei Jahrzehnte. Es war eine wirklich interessante Arbeit.

Welchen Charakter hatte die ZfE bevor Sie die Chefredaktion übernahmen?

Unmittelbar nach dem Krieg hatte Georg Eckert aus Braunschweig die Leitung inne und war dort einige Jahre tätig, bevor die Redaktion wieder nach Berlin verlegt wurde. Ich versuchte die Zeitschrift im Sinne der beiden Gesellschaften - der DGV und der BGEAU - durch die Zeit zu bringen. Es war zum Teil nicht einfach, denn auch da ging es jedes Jahr um die Bewilligung von Geldern. Schon damals war es schwierig, an finanzielle Förderung zu kommen. Ich selbst habe ja sehr viel Erfahrung mit der Bewilligung von Drittgeldern, da meine Expeditionen und Unternehmungen in Übersee mehr oder weniger so finanziert wurden – also eben nicht allein von der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, sondern beispielsweise von der Thyssen-Stiftung aus Köln. Sie stellten nicht nur Gelder für meine Forschungen bereit, sondern unterstützten mich zum Beispiel auch bei einem meiner letzten größeren Projekte, dem dreitägigen Symposium über »Amazonien im Umbruch«, das 1986 stattfand.

Als Chefredakteur der ZfE waren Sie sicher mit vielen verschiedenen Interessen konfrontiert, sei es seitens der DGV und der BGEAU, oder seitens der Museen und Institute. Gab es von Ihnen aus so etwas wie einen Kurs, den Sie verfolgten, oder entwickelte sich das Profil der Zeitschrift während der Tätigkeit?

Es ist so, dass meine Arbeit im Grunde auf den Erfahrungen der Zeitschrift während der vorangegangenen Jahrzehnte basierte. Das waren zum Teil sehr harte Kämpfe und manchmal war es die Aufgabe des Hauptschriftleiters, die Wogen zu glätten und Ausgleich zwischen den einzelnen Interessengruppen vorzunehmen. So etwas ist eine Aufgabe, die einem zufällt und die man ausführen muss. Im Übrigen versuchte ich, den Standard und das Niveau der Zeitschrift zu halten. Ich bekam natürlich unendlich viele Zuschriften, die ganz einfach nicht in diese Zeitschrift passten. Wenn etwas schwierig zu entscheiden war, hatte ich ein Beratergremium zur Hand, dem ich die Manuskripte zur Beurteilung schickte. Ich erhielt dann ein Gutachten zurück. Auch vom Arbeitstechnischen her war es eine sehr große Aufgabe. Ich weiß, dass heutzutage mehrere Personen das machen, was ich zum Teil allein erledigte. Die Zeitschrift hat sich meiner Meinung nach in letzter Zeit etwas verändert, da man den soziologischen Teil sehr stark ausgebaut hat. Ich habe auch da stets versucht, zwischen den Disziplinen einen Ausgleich zu finden.

Wie muss man sich die Alltagsarbeit bei der ZfE vorstellen? Erhielten Sie die Einsendungen und verteilten sie weiter an die jeweiligen Kollegen? Wer übernahm die Endredaktion?

Ich las alle Manuskripte, bevor ich sie weiter verteilte. Für die Regionen, wo ich - als Amerikanist - nicht der Fachmann war, erwies es sich als hilfreich, den Text beispielsweise einem Afrikanisten zukommen zu lassen. Die Endredaktion lag jedoch bei mir, das gehört sich ja auch so. Es ist nicht immer leicht einzuschätzen, wie viel Aufwand mit dieser Arbeit verbunden war, doch ich habe das immer mit viel Freude gemacht. Ich gehöre nicht zu jenen Menschen, die über mehr Arbeit klagen; wenn ich einsehe, dass eine Sache notwendig ist, dann mache ich sie auch gern.

Mir scheint, dass Sie von Anfang an keinen Zweifel daran hatten, dass die Völkerkunde das Richtige für Sie ist.

Ja, und das hat sich bis heute gehalten. Ich bin keiner jener Kollegen, die mit Mitte fünfzig schon sagen: »Ach, ich muss noch genau so und so viele Jahre, Wochen und Monate durchhalten, danach bin ich frei.« Ich hätte gern noch weitergearbeitet, vom gesundheitlichen Standpunkt her wäre das auch kein Problem gewesen. Nun habe ich die Zeit

Interview vom 25.01.2011, geführt in der Wohnung von Günther Hartmann (Freigabe durch G. Hartmann am 21.06.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

anderweitig genutzt, indem ich mit meiner Frau sehr viel um die Welt gereist bin – zum Beispiel in Gebiete, in denen ich während meiner Dienstjahre nie war. Von überall kehrten wir im wahrsten Sinne des Wortes bereichert zurück. Wir sind keine Menschen, die sich im Alter zurückziehen, im Gegenteil: Auch nach meiner Pensionierung haben wir weiter Ausstellungen durchgeführt, mit Sammlungen die wir in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren angelegt hatten. Das ist eine Tätigkeit, die uns viel Freude bringt und natürlich mit der Ethnologie zusammenhängt. Die daraus resultierenden Ausstellungen befassen sich zum Beispiel mit dem Silberschmuck der Araukaner aus Chile, mit der Welt der Kuma aus Panama, mit Masken aus Zentralbrasilien oder mit Kleidung und Schmuck der Turkmenen in Zentralasien.

Ich sehe, Sie sind also nach wie vor aktiv.

Ja, das ist richtig. Die Ethnologie hat sich jedoch enorm gewandelt in all der Zeit, auch von der Thematik her. So etwas wie beispielsweise die Stadtethnologie: allein das Wort kannte man früher gar nicht. Doch durch die Migration und die modernen Entwicklungen entstehen natürlich neue Begriffe und Richtungen, von daher ist es auch ein bisschen faszinierend.

Die Chance besteht wohl nicht zuletzt darin, eine Art Kernbestand des völkerkundlichen Denkens in andere Bereiche zu überführen: die Faszination am Fremden, der Versuch zu verstehen, die Freude an der Vielfalt und das Hinterfragen des Eigenen.

Ja, und das Hintenanstellen des eigenen Ichs. Es werden ja sehr oft Dinge in die Sachverhalte hinein interpretiert, die im Grunde genommen von dem Betroffenen ausgehen. Dieses Zurücknehmen oder Zurückstehen muss auch ein bisschen geübt werden und fällt nicht jedem leicht.

Ist das vielleicht auch eine Frage des Alters?

Ja sicher, manches ist auch ein Produkt des jeweiligen Alters. Man sieht viele Dinge auch in einem bestimmten Lebensabschnitt ganz anders. Die verschiedenen Erfahrungen hin oder her, wenn man ein Leben hinter sich hat, dann wird vieles anders eingeordnet, anders relativiert. Ich bin zum Beispiel froh, dass meine Frau mich bei meiner Arbeit unterstützt hat und mich auch auf den meisten Reisen begleitete. Es ist ja nicht jedermanns Sache, für eine Weile ohne die bekannten zivilisatorischen Möglichkeiten auszukommen.

Nahmen Sie auch Ihre Kinder zu den Forschungsreisen mit?

Grundsätzlich eigentlich nicht, aber bei unserer ersten Reise - der 7. Deutschen Xingu-Expedition nach Zentralbrasilien - wurden wir von unseren beiden erwachsenen Söhnen begleitet. Der eine hatte schon das Physikum hinter sich und konnte uns in brenzligen Situationen medizinisch betreuen, der andere kümmerte sich mehr um das Filmische. In jüngerem Alter wäre das so nicht möglich gewesen. Nur einmal hatten wir den Älteren dabei: Wir forschten erstmals in einem Dorf bei den Kuna und er war eine Art Vermittler. Die Kuna leben vor dem heutigen Staat Panama, vorwiegend auf Atoll-Inseln verteilt. Es war schon schwierig, dahin zu kommen, erst reisten wir mit einem Buschflugzeug, dann mit einem Kanu. Schließlich betraten wir das Inseldorf, der Dorfplatz war wie leergefegt. Ich hatte nur ein paar alte Vokabeln eines schwedischen Forschers aus den zwanziger Jahren bei mir. Ein paar Kinder fingen an, ganz unbeschwert auf dem Dorfplatz zu spielen. Unser Sohn lief zu ihnen, er fremdelte nicht. So spielten sie gemeinsam und palaverten ein bisschen, während wir uns diskret im Hintergrund hielten. Ich hatte mir in Berlin vorgenommen, wenigstens ein Kind mitzunehmen, damit wir als Familie kämen. Wenn man allein als Mann kommt, ist man ja schon verdächtig. Wenn man aber als Familie mit Frau und Kind - besser wären natürlich mehrere Kinder - auftaucht, wird man sofort ganz anders angesehen. Nach kurzer Zeit schauten dann auch die Mütter aus den Hütten nach ihren Kleinen. Noch später kamen schließlich die Männer zum Vorschein und es entwickelte sich langsam. Unser Sohn, der die Sache im Grunde rein spielerisch gelöst hatte, half uns dabei, im Dorf bleiben zu können. Wir wurden sogar von einer Familie adoptiert. Wenn wir sie in den folgenden Jahren besuchten, konnten wir stets auch die anderen Inseln besuchen, was in der damaligen Zeit sonst unmöglich gewesen wäre.

Erlernen Sie im Laufe der Zeit auch ihre Sprache?

In einem Maße, dass man sich verständigen konnte. Wir waren etliche Monate vor Ort, wiederholt auch in den darauf folgenden Zeiten. Inzwischen ist es mehrere Jahrzehnte her, dass ich zum ersten Mal bei den Kuna war. Auch bei den Xinguanos in Brasilien und den Mapuche in Chile sind wir nicht nur einmal gewesen, sondern kamen mehrmals. Leider haben wir immer wieder feststellen müssen, dass die Umwandlungen und Umformungen der Eigenheiten und

Interview vom 25.01.2011, geführt in der Wohnung von Günther Hartmann (Freigabe durch G. Hartmann am 21.06.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Traditionen in einem zuletzt rasanten Tempo vor sich gingen. Es ist überall ähnlich verlaufen; die Änderungen in allen Bereichen sind wirklich ein Trauerspiel! Bei unserer ersten Begegnung kannten die Kuna zum Beispiel noch kein Geld, Wertmaßstab war die Kokosnuss. Nach Jahren kamen plötzlich auch die ersten religiösen Gruppen aus Nordamerika, anschließend kam das Peace Corps, das ihnen Nähmaschinen bringen wollte. Das Peace Corps schmiss man wieder raus, die wenigen Nähmaschinen wurden im Meer versenkt. Doch insgesamt ist dieser Kulturwandel erschreckend. Es ist eine globale Entwicklung, die überall zu erkennen ist – in Afrika, in Neuguinea, auch in Zentralbrasilien. Soziale Verwahrlosung und zerstörte Strukturen sind oftmals die Folgen. Es ist nicht unabwendbar, man könnte noch viel dagegen machen. Doch was ist in den letzten Jahrzehnten trotz der von Wissenschaftlern vorgebrachten Warnungen - zum Beispiel gegen den Raubbau in Amazonien - geschehen? Nichts. Und die Konzerne forsten nur auf, um schnell wieder Holz zu gewinnen; die Wirtschaft diktiert. Was als ökonomisch sinnvoll erscheint und Geld bringt, wird auch gemacht. Es ist eine Illusion zu glauben, die Menschen seien für logisch rationale Überlegungen offen.

Bleibt dem Ethnologen dann nur die Aufgabe des Archivars?

Letzen Endes - ich weiß nicht, über wie viele Generationen - wird es darauf hinauslaufen, dass alle Völker, mit denen wir uns ehemals beschäftigt haben, der Vergangenheit angehören. Dann sind sie assimiliert und akkulturiert oder ausgerottet. Es ist ja jetzt schon die Ausnahme, dass es Gegenden gibt, in denen Gruppen noch unbeeinflusst leben – ich kenne nur in Teilen des amazonischen Regenwalds einige wenige Gruppen, zu denen es noch kaum Kontakt gibt. Doch das ist nur eine Frage der Zeit. Die Entwicklung ist traurigerweise vorhergezeichnet, wir haben sie in anderen Erdteilen schon oft durchgemessen. Von daher ist die Ethnologie eine Wissenschaft, die sich in absehbarer Zeit nur noch mit Völkerschaften beschäftigen kann, die nicht mehr existieren. Das ist hart, doch alle anderen Aussagen würden fälschlicherweise eine heile Welt suggerieren.

Selbst wenn es etwas tragisch klingt: Vielleicht wird die kulturhistorische Tradition des Faches dadurch wieder gestärkt, weil diese Gruppen der Vergangenheit angehören und man die Kunde von ihnen weiter tragen muss. So könnte auch ein breiteres Interesse an allen möglichen Gruppen entstehen, an der Vielfalt und Fremdheit.

Der ursprüngliche Sinn der Ethnologie war aber ein anderer. Ich denke, dieser Kulturwandel ist unausweichlich. Selbst innerhalb des kurzen historischen Zeitraums meines Lebens sind viele Völkerschaften weitgehend assimiliert worden oder haben sich aufgelöst – so wie unendlich viele vor ihnen. Viele Völkerschaften, wie etwa in Brasilien, existieren seit Jahrhunderten nur noch dem Namen nach. Man findet sie vielleicht noch in landschaftlichen Bezeichnungen oder Begriffen, aber sonst nicht mehr.

Bei dem dreitägigen Symposium, das ich vorhin erwähnte, versammelte ich damals ungefähr drei Dutzend Wissenschaftler hier in Berlin – Kollegen aus Lateinamerika, besonders aus dem Raum Amazonien, außerdem Deutsche, Schweizer und Franzosen. Unter ihnen waren neben Ethnologen auch Wissenschaftler verschiedener anderer Bereiche: Archäologen, Geographen, Zoologen, Biologen. Aus den Vorträgen und Referaten wurde im Grunde genommen deutlich: In fünfzig Jahren ist nichts mehr von der speziell ethnischen Vielfalt des menschlichen Daseins auf der Erde vorhanden. Das geht verloren, und dabei haben wir heute noch nicht einmal alles wissenschaftlich erfasst - etwa die Tierarten in Amazonien. Dort werden jährlich hunderte Quadratkilometer Wald abgebrannt, das habe ich selbst mehrfach erlebt: Durch persönliche Beziehungen war es uns möglich, dort mit einem Flugzeug umher zu fliegen. Wir sahen verheerende Dinge, von denen kein Wort in den Zeitungen steht. Es wird einfach gemacht und im westlichen Teil des Landes kümmert sich niemand um die Dekrete, die tausende Kilometer entfernt erlassen werden. Die Korruption ist groß und absolut real, auch wenn vieles für uns schwer nachvollziehbar scheint.